

Paul Brodowsky: „Väter“

„Brodowsky Supremacy“

Von Meike Feßmann

19. April 2023

Wie es sich anfühlt, ein Vater zu sein, war lange kein Thema für Schriftsteller mit Ambitionen. Das hat sich geändert. Nach Erzählungen und Theaterstücken geht Paul Brodowsky in seinem Romandebüt „Väter“ auf Spurensuche nach familiären Traumata.

Manchmal kann man schon verblüfft sein, dass sich Menschen überhaupt noch fortpflanzen, zumindest in jenen Teilen der westlichen Welt, in denen die ruinöse Anstrengungsakrobatik der Kindererziehung mit dem gesellschaftlich propagierten Individualismus in Konflikt gerät. Generation für Generation sind Eltern überrumpelt, wie sehr die Versorgung von Kindern mit ihren eigenen Interessen kollidiert. Dabei geht es Paul und Judith, dem Paar, von dem der 1980 geborene Paul Brodowsky in seinem autofiktionalen Roman erzählt, vergleichsweise gut. Beim Erstgeborenen nehmen sie paritätisch Elternzeit. Mit einem Jahr geht der kleine Milan von 9-17 Uhr in eine Freiburger Waldkita. Doch der Alltag sieht anders aus als die schnittigen Rahmenbedingungen. Zum Beispiel wie diese typische Morgenhektik mit zwei Kindern. Inzwischen kam zu Milan noch ein Mädchen dazu, Anouk heißt sie, und die Familie zog nach Berlin.

„Als ich ihr eine neue Windel angezogen habe, kommt Judith aus der Dusche, es ist jetzt 7:20 Uhr, in fünf- undvierzig Minuten müssen wir spätestens aufbrechen zur Kita, sonst kommen wir zu spät. Ich gehe ins Wohnzimmer, sage Milan, er solle sich jetzt anziehen, sonst werde nach hinten raus alles gehetzt. Er möchte etwas vorgelesen bekommen, ich lese ihm eine Doppelseite aus seinem Buch über riesige Baumaschinen, Tagebaubagger und Kipplader vor, dann sage ich noch einmal, dass er sich jetzt bitte anziehen solle. Es ist 7:31 Uhr. Ich springe unter die Dusche, erst kalt, dann heiß, Shampoo, Spülung, Duschgel, Gesichtsseife, kalt ab duschen, abtrocknen, Deo, dann frische Unterwäsche und in die übrigen Klamotten von gestern Abend. 7:50 Uhr.“

Transgenerationale Traumata

Dass der Alltag mit Kindern in seiner Mischung aus Banalität und möglicher Ernstfalldramatik an den Nerven zerrt, beklagte Birgit Vanderbeke bereits vor dreißig Jahren in ihrer Erzählung „Gut genug“. Nun ist das Thema bei den Vätern angekommen. Spätestens seit Karl Ove Knausgård's Live-Mitschnitt aus der norwegischen Familien-Hölle ist die Kinderversorgung auch hierzulande ein Topos

Paul Brodowsky

„Väter“

Suhrkamp Verlag

304 Seiten

24 Euro

geworden, vor dem selbst Schriftsteller mit Ambitionen nicht zurückschrecken. So wie letztes Jahr Heinz Helle mit seinem Roman „Wellen“. Bemerkenswerterweise kommt durch die männliche Bearbeitung des Sujets ein neuer Aspekt ins Spiel: Wutausbrüche und Gewaltphantasien, die Väter irritiert bei sich registrieren, um darüber so sehr zu erschrecken, dass sie nach tieferen Gründen schürfen. So beginnt Paul, das Alter Ego des Autors, seinen Vater zu interviewen. In den etwa halbjährlich auftretenden Wutausbrüchen des 1933 geborenen Vaters meint er das Muster seiner eigenen Wut zu erkennen.

„Eigentlich möchte ich wissen, was für Prägungen mein Vater als Kind bekommt, welche Traumata er erfährt, um für das Buchprojekt, an dem ich arbeite, zusammenzutragen, wie ich selbst durch diese Traumata geprägt bin, auch wenn ich ihm das so nicht sage. Zudem ist die Erforschung dieses Herkommens, dieses dunklen inneren Kontinents eines familiären kollektiven Bewusstseins für mich selbst noch Neuland, ich muss mich in diesem Terrain erst noch orientieren, gefühlt halb unter Wasser, ich sammle, symptomatisiere innerlich, noch ohne ganz klares Ziel.“

Transgenerationale Traumata, ursprünglich ein Konzept aus der Erforschung der Shoah, müssen mittlerweile für vieles herhalten. Längst haben Kinder und Enkel der Täter-Nation erkannt, dass auch sie Opfer sein können: sei es des Traumas elterlicher oder großelterlicher Flucht und Vertreibung oder der weitergegebenen nationalsozialistisch geprägten Erziehungsideale. Abgesehen von der tendenziell zweifelhaften Inanspruchnahme dieser Opferrolle, stellt sich die Frage nach der Verhältnismäßigkeit der Mittel. Braucht man wirklich ein Trauma, um die Wut zu erklären, die Eltern in Anbetracht des Zwiespalts zwischen ihrem eigenen Zeitdruck und dem Zeitempfinden kleiner Kinder überkommt?

Von einer Scholle zur nächsten

Als jüngstes von acht Geschwistern aufgewachsen im Flensburger Stadtteil Mürwik, bekannt für den Stützpunkt und die Marineschule, waren die Nachwirkungen des Zweiten Weltkriegs präsent. Die Gespräche mit dem Vater bleiben allerdings hinter den Erwartungen zurück. Auch seine jüdische Großmutter, von der der Vater eines Tages völlig unvermittelt spricht, erweist sich am Ende als nicht verifizierbar. Als der Erzähler im Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde nach der Akte des Großonkels forscht, nach dem er benannt wurde – „die Akte eines Nazitäters, der meinen Namen trägt“ -, hat sie nur zwölf Seiten. Er war auch nicht „Stellvertretender Kreisleiter“, wie der Vater behauptete, sondern „lediglich Kreisgeschäftsführer“, wie er etwas „enttäuscht“ feststellt. „Brodowsky Supremacy“ nennt der Autor das Grundgefühl seiner Familie in Anlehnung an den neu aufgekommenen Begriff „White Supremacy“ - also die Überheblichkeit der Brodowskys.

Eine Zeitlang sei ihm alles geglückt, erzählt Paul Brodowsky ziemlich unverblümt über sich selbst: früher Erstling in einem angesehenen Verlag („Milch Holz Katzen“ bei Suhrkamp), Gründung einer Literaturzeitschrift („BELLA triste“), Leitung eines Literaturfestivals („PROSA-NOVA“). Doch mit den Kindern stockte das erste Romanprojekt. Die Form, die er für sein Romandebüt „Väter“ wählt, erinnert an W.G. Sebald und wirkt zunächst interessant: eingefügt sind Fotos und Abbildungen, etwa seiner eigenen U3, also der Vorsorgeuntersuchung in der 4.-6. Lebenswoche. Die Handlung wird nicht chronologisch erzählt, sondern in einzelnen Schnappschüssen bzw. „Schollen“, wie es einmal treffend heißt. Das bedeutet, dass die Leser mit dem kreiselnden Autor in der Zeitschleife eines dauernden Präsens festhängen. So

ambitioniert dieses Verfahren aussehen mag, der thematische und stilistische Mehrwert ist gering. Die Schollen wirken wie schmelzendes Eis, auf dem selbst der größte Eisbär, wie wir leider wissen, bedauerlich aussieht.